

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 263.

Sonntag, 4. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und klopfte die ausgebrannte Pfeife aus, um sie dann wieder zu stopfen.

Hessenkamp hatte schweigend zugehört. Ein nachdenklicher Zug lag um seinen Mund, als er sich jetzt an Kapitän Siemssen wandte: „Das wäre allerdings eine Erklärung für das unerwartete Auftauchen des Herrn in dieser Kabine! — Kersten hat ihn solange verborgen gehalten — vorausgesetzt daß Kersten es war, der ihn durch das Betäubungsmittel matt setzte! — Eine Frage noch, Herr Knight!“, wandte er sich dann hastig an den anderen, „wie sah der Mann aus, der Ihnen einen so unvermuteten Empfang bereitet? — Können Sie ihn uns näher beschreiben?“

„Lassen Sie mich einmal nachdenken! Es ist ja schon drei Tage her, aber — halt, einen Anhaltspunkt kann ich Ihnen geben! — Der Mann trug einen schwarzen Spitzbart!“

„Dann war es Kersten!“ Der Detektiv nickte befriedigt. „Die Frage wäre also geklärt! Nur eins ist mir noch nicht ganz klar: Wie und wohin ist dieser Walter Kersten verschwunden? Hier in der Kabine kann er sich kaum verborgen halten! — Höchstens im Schrank...“

Schon war er aufgesprungen und winkte dem Kapitän zu, ihm zu folgen. Auch Knight kam neugierig hinterher, als er auf den Kleiderschrank zugeht, dessen Schlüssel von außen steckte, und die Tür aufriß.

Der Schrank war leer. Eine dünne Staubschicht am Boden bewies, daß sich hier niemand aufgehalten hatte.

„Sm —“ Langsam schloß Hessenkamp die Schranktür. „Es dürfte angebracht sein, die ganze Kabine einer eingehenden Prüfung zu unterziehen!“

Siemssen blickte ihn warnend an: „Wäre es nicht besser, wenn wir uns zu diesem Zweck Hilfe herbeirufen?“

Der andere zögerte. „Die Matrosen, die ich vorhin herbeordert habe, werden wohl schon draußen auf dem Gang warten, aber...“, er schüttelte den Kopf — „aber wir Drei werden mit dem Kerl schon fertig werden!“

Damit ging er auf das Bett zu. —

Nach wenigen Minuten stellte er seine fruchtlosen Bemühungen ein. Nervös mit den Fingern spielend, stand er mitten in dem Raum und ließ seine Augen umherschweifen.

„Er ist nicht hier!“ machte Siemssen mit einem hilflosen Achselzucken. „Das müssen Sie doch selbst einsehen!“

„Aber — zum Teufel — er muß doch irgendwo sein!“ Hessenkamp schien am Ende seiner Selbstbeherrschung. „Bedenken Sie doch — draußen vor der Tür, die ich selbst abgeschlossen hatte, stand ein Wachposten — und einen anderen Ausgang hat die Kabine nicht!“

„Doch!“ William Knight hatte es leise gesagt. Als der andere erstaunt zu ihm hinüberblickte, deutete er schweigend auf das Bullauge, dessen runder Flügel nur angelehnt war.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Hessenkamp mit einem ironischen Unterton in der Stimme. „Glaub-

ten Sie etwa, daß sich dieser Kersten ins Meer gestürzt hat?“

„Das gerade nicht! — Aber vielleicht ist es ihm durch irgend ein gewagtes Akrobatenstückchen gelungen, in eine andere Kabine hinein zu turnen, oder — was weiß ich! Jedenfalls ist doch die Luke der einzige Weg, den er hat benutzen können! Das ist doch klar!“

Hessenkamp antwortet nicht. Während er zum Bullauge eilte, nahm der Kapitän das Wort: „Sie müssen doch bedenken, Herr Knight, daß die Schiffswand ganz glatt ist und ihm keinen Haltepunkt...“

Ein Ausruf des Detektivs unterbrach ihn.

Hessenkamp, der sich durch die Luke hinausgelehnt hatte, trat jetzt wieder in die Kabine zurück. Eine tiefe Falte wulstete sich über seine blaße Stirn.

„Sie haben recht gehabt, Herr Knight! — Die Luke der Nachbarkabine ist höchstens einen Meter entfernt! Für einen zu allem entschlossenen Mann ist das der letzte Ausweg gewesen, den er ohne Zweifel benützt hat! — Sagen Sie, Kapitän, wer bewohnt eigentlich die Nachbarkabine?“

„Nr. 97.“ Ein sonderbares Lächeln stahl sich in die Züge Siemssens, aber er verbarg es vor den anderen. „Dort wohnt ein alter Sonderling, ein russischer Professor. — Gregius heißt er wohl!“

„Ein russischer Professor?“ Eine fiebernde Erregung hatte plötzlich von dem Detektiv Besitz ergriffen. „Ein Russe? — Ein Landsmann der Fürstin Manierska? — Vielleicht ist das eine Spur! — Vielleicht hält sich dort dieser Walter Kersten verborgen! — Wir werden ja sehen!“

Damit war er auch schon zur Tür geeilt, riß sie auf und trat in den Gang hinaus. Der Kapitän, der immer noch sonderbar lächelte, folgte ihm langsamer.

Draußen auf dem Gang stand der Steward mit zwei kräftigen Matrosen.

„Hat in der letzten Zeit irgend jemand eine dieser Kabinen verlassen?“ wandte sich Hessenkamp hastig an den Steward.

Der schüttelte nur den Kopf.

„Gut! — Ausgezeichnet! — Dann kommen wir bestimmt noch zur Zeit!“ Der Detektiv klopfte an die Tür der Kabine 97. — —

8.

Er mußte zweimal sein Pochen wiederholen, bis eine unwirksame, verschlafene Stimme ein müdes „Herein“ hören ließ.

Der Detektiv drückte auf die Klinke, allein die Tür gab nicht nach.

„Einen Augenblick — ich komme sofort!“ murmelte drinnen der Professor.

Seine schleichenden Schritte näherten sich der Tür. Dann knirschte der Schlüssel im Schloß. Die Tür öffnete sich langsam.

In ihrem Rahmen stand der Professor Gregius. Ein langer, nicht gerade sauberer Schlafrock umhüllte seine knochige Gestalt. Sein Gesicht mit dem zerzausten Haar und den mißtrauisch über die Brille hinwegschielenden Augen und den roten Flecken auf den Backenknochen machte einen noch unheimlicheren Eindruck als am Tage.

Als er den Kapitän erkannte, blickte er ruckartig auf. „Was gibt es?“ krächzte er mit einer unangenehm heiseren Stimme. „Geht das Schiff unter?“

Hessenkamp nahm das Wort: „Entschuldigen Sie die späte Störung, Herr Professor, aber wir haben leider allen Grund zu der Vermutung, daß . . . ein flüchtiger Verbrecher sich in Ihrem Zimmer verborgen hält . . .“ Er hatte sich inzwischen schnell diese Begründung für seine Handlungsweise zurechtgelegt.

Gregius lachte. Es klang, wie wenn eine mutwillige Kinderhand auf einem verrosteten Saiteninstrument wahllose Akkorde und Dissonanzen greift.

„Ein Verbrecher? — Oh, Sie sind rührend besorgt um mein Wohlergehen, meine Herren . . .“

„Wir wollen nicht lange stören, Herr Professor. Gestatten Sie uns nur eine Durchsuchung Ihrer Kabine!“

„So — weiter nichts? — Dann brauchen Sie sich nicht erst zu bemühen, mein Herr, denn ich weiß ganz genau, daß sich kein Verbrecher in meiner Kabine aufhält! — Wie sollte er auch eingedrungen sein?“

„Durch das Bullauge — aus einer Nachbarkabine —“

„Das ist unmöglich! — Sie sehen selbst: Der Riegel liegt vor der Luke!“

Der Professor trat zur Seite und deutete in die Kabine hinein.

Von seinem Standort aus konnte Hessenkamp sehen, daß das Bullauge, ganz wie es Gregius gesagt hatte, von innen verschlossen war. Jetzt wollte er an dem Professor vorüber in die Kabine treten, aber mit einem hastigen Schritt stellte sich ihm der Alte in den Weg: „Was wollen Sie denn jetzt noch hier drinnen?“

„Sie hören doch: die Kabine durchsuchen! — Der flüchtige Verbrecher kann sich nur hier aufhalten!“

Gregius wurde ungeduldig. Seine Stimme schraubte sich zu einem erregten Diskant hinauf: „Und ich sage Ihnen, daß Sie kein Recht haben, meine Kabine zu betreten und meine Nachtruhe zu stören! — Ich bin ein alter Mann — — und es wundert mich, daß es nicht der Kapitän für nötig hält, mich gegen Ihre Aufdringlichkeit in Schutz zu nehmen . . .“

„Herr Professor, ich möchte diese unliebsame Szene beenden!“ unterbrach Hessenkamp erregt den Redefluß des anderen. „Ich fordere Sie hiermit auf, mir den Weg zu einer Durchsuchung Ihrer Kabine freizugeben, sonst —“

„Nun — sonst?“ echote Gregius spöttisch.

„Sonst könnte ich mich nicht des Argwohns erwehren, daß Sie den Verbrecher, der nebenbei gesagt ein Menschenleben auf dem Gewissen hat, bei sich zu verbergen!“

„Und —?“

„Ich würde mich dann genötigt sehen, gewaltsam die Durchsuchung vorzunehmen, zu der Sie mir anscheinend Ihre Einwilligung nicht geben wollen!“

Gregius überlegte einen Augenblick. Dann schob er die Hände in die Taschen seines Schlafrockes, seufzte auf. — „Nein, so etwas von einer Starrköpfigkeit —“ und trat zur Seite.

Von dem Kapitän gefolgt, trat Hessenkamp ein.

Er achtete nicht weiter auf Gregius, der neben Siemssen an der Tür stehen blieb, sondern machte sich sofort daran, die Kabine auf etwaige Verstecke hin zu prüfen.

Die Möglichkeiten waren recht gering. Ein Blick auf das Bett zeigte ihm, daß sich dort niemand verborgen halten konnte.

Auch unter den mit einer langen Decke verhangenen Tisch blickte er — — vergebens. Blieb nur der Schrank.

Er öffnete die Tür und konnte einen überraschten Ausruf nicht unterdrücken. Die Kleider, die dort hingen, schienen geeignet, ein sonderbares Licht auf den Professor zu werfen. Jedenfalls stand die Reihe der recht eleganten Anzüge der letzten Mode so gar nicht im Einklang mit der Rolle, die Gregius bisher an Bord der „Atlanta“ gespielt hatte.

„Nun, haben Sie etwas gefunden, mein Herr?“ Inarrte die Stimme des Alten von der Tür her. „Haben Sie den Verbrecher beim Kragen?“

Hessenkamp maß ihn mit einem triumphierenden Blick: „Ich habe hier eine höchst befremdliche Entdeckung gemacht, Herr Professor!“

„Ach, was Sie nicht sagen!“ Der andere trat neugierig näher. „Wollen Sie mir nicht sagen . . .“

Der Detektiv deutete auf den offenen Schrank: „Sagen Sie mir lieber, zu welchem Zweck Sie diese Anzüge benötigen!“

„Eine sonderbare Frage, mein Herr, den zu kennen ich noch nicht die Ehre habe! — Wozu benötigt man denn Anzüge?“

„Ich möchte Ihnen raten, die Sache nicht ins Lächerliche zu ziehen! — Jedenfalls sind diese Anzüge in Ihrem Besitz verdächtig!“

„Aber ich bitte Sie!“ Inarrte der andere spöttisch. „Habe ich nicht das Recht, mein Äußeres vorteilhaft zu verändern?“

Hessenkamp antwortete auf diese Frage nicht. Langsam und drohend trat er auf den Professor zu und sagte: „Ihre neue Maske ist auch nicht viel besser als die des Ingenieurs William Knight, — Walter Kersten!“

Jetzt schien sich Gregius vor Lachen nicht mehr halten zu können. Seine Stimme gluckste und kolkerte. „Walter Kersten —! Großartig! Walter Kersten! Ich soll Walter Kersten sein . . .“

„Kapitän, holen Sie die Matrosen! — Der Fall liegt klar! Man sieht ja ganz deutlich, daß dieser ganze ehrenwerte Professor eine alberne Atrappe ist! Der Bart ist falsch — und die Haare sind nicht echt! Die Schminke ist auch nicht gerade geschickt aufgetragen! — Kapitän! — Holen Sie die Matrosen, Kapitän!“

Aber der Kapitän rührte sich nicht. Er schien gar nicht daran zu denken, Hessenkamps Wunsch nachzukommen. Erst als jener Miene machte, selbst an die Tür zu gehen, legte er sich ins Mittel.

„Ich glaube, es ist jetzt Zeit, dieses Mißverständnis zu klären!“

„Mißverständnis?“ Der Detektiv lachte erregt. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Kapitän! — Wie können Sie hier von einem Mißverständnis sprechen?“

Siemssen lachte leise. Dann schob er sich zwischen Gregius und Hessenkamp: „Gestatten Sie, mein Lieber, daß ich Ihnen diesen Herrn hier —“ dabei deutete er auf den Professor, um dessen Mund jetzt auch etwas wie ein spitzbübisches Lächeln lag — „unter seinem richtigen Namen bekannt mache! — Ihr Kollege Gregor Senius, mein lieber Hessenkamp!“

„So!“ machte der nur und überfah absichtlich die Hand, die Senius ihm hinstreckte. Dann trat er einen Schritt zurück und maß den anderen mit abwägenden Blicken: „Sie werden es begreiflich finden, mein Herr, wenn ich trotz der liebenswürdigen Vorstellung des Kapitäns noch mißtrauisch bin! — Sie sind nicht der erste, der sich mir unter dem Namen Gregor Senius bekannt gemacht hat —“

(Fortsetzung folgt.)

Blätterfallen.

Müd fällt das Laub . . . Die schmalen Waldessteige
Sind von dem bunten Teppich der Vergänglichkeit bedeckt,
Aus Nebelschleiern ragen schwarz und nackt die Zweige
Wie in Verzweiflung nach dem trüben Himmel ausgestreckt.

Kein leiser Lusthauch weht. In feuchter Herbststühle
Steht starr der regennasse Strauch, in tiefen Schlaf gebannt.
Verlassen, flügelrastend, ragt die schlante Mühle
Talüberwärts aus Regenwänden in den Himmelstand.

O, wer gleich dir, Natur, in des Vergessens Hafen
Sich bergen könnte, abschüttelnd das Weh wie welkes Laub,
Und neugestärkt sich heben, nach traumlosem Schlafen,
Mit frühlingsjungen Schwingenschlägen aus des Kammers
Staub!

Bruno Kremling.

Die Jagd auf Hasen im Wandel der Zeiten.

Der vielgeplagte und verfolgte Lampe sollte nach dem Jägeralbum ein überaus lustiges Bild sein. In dem Tierbuche des Albertus Magnus, das im Jahre 1545 in Frankfurt a. M. erschien, erzählt dieser uns, daß der Hase mit offenen Augen schlafe. Die Ausübung der Jagd auf den Hasen hat im Wandel der Zeiten vielfach gewechselt. Gegenstand dieser Betrachtung sollen auch nur die letzten drei Jahrhunderte sein.

C. von Hohberg (Adliges Land- und Feldleben. Georgica Curiosa 1682—1715) nennt es Hasenjäger, den Hasen im tiefen Schnee oder mit zuviel Windhunden zu hegen. Die Hekjagd wurde mit Windhunden betrieben. Der Jäger war zu Pferde und ritt die Äder auf und nieder, um einen Hasen im Lager zu fischen. „Sobald man eines ansichtig wird, so wirft man sich mit dem „Klöpfer“ oder Jagdroffe herum, läßt die Winde los und hält ein Geschrei, dadurch die Winde an den Hasen geheht und gebracht werden“. Unter Windhunden gab es Exemplare, die den erbeuteten Hasen „anschnitten“, die gutgezogenen apportierten ihrem Herrn den erbeuteten Lampe. Die Jäger sah deshalb darauf, unter den Hunden einen sogenannten „Ketter“ zu haben, dessen Aufgabe darin bestand, die anderen Hunde abzubeißen, wenn sie den Hasen im Eifer der Jagd „verzehren“ wollten. Bekannt ist Johann Elias Ridinger's Stücksfolge: „Die vier Jahreszeiten der Hunde“ und darunter das Bild „Der Frühling“ mit drei Windhunden, einen besseren „Kläffer“, einem gehehten Hasen und einem „Ketter“, einem starken Rüben, der die anderen Heger von dem erbeuteten Wild abbeißt; darunter das Verschen:

Der Hasen werden viel zur Frühlingszeit gefangen,
Bevorab, wann sie sich ins Samann-Feld vergangen,
Doch wenn mit höchster Wut die Hunde an ihn hehen,
So hat der „Schirmer“ Sorg, daß sie ihn nicht zerfetzen.“
„Schirmer“ ist der von Colerus erwähnte Ketter, der in der französischen Übersetzung des Verschens „chien gardien“ genannt wird.

In der damaligen Zeit war die Anwendung von Nehen für den weidmännisch jagenden Hasenjäger ausgeschlossen. Der Abt von Mortener, du Bec, der sich jägerischen Geist bewahrt hatte, hat eine kleine Abhandlung über den Hasen und den Hund geschrieben, die im Jahre 1578 erschienen ist. Er rühmt die Freude, welche die Jagd mit spürenden Hunden bereitet, gerade auf dem Felde, weil man die Hunde übersehen und auf ihre Schnelligkeit und das Zusammenjagen prüfen kann. Die Hasenjagd macht nach seiner Ansicht mehr Freude als die Hirschjagd. „Du siehst ihn hundertmal auffagen, Du erkennst an den alten Hunden eine Überlegungsgebe im Spüren und Vorgehen, eine Kunst, die verlorene Spur wieder aufzufinden, die sich nur durch Schlüsse und Syllogismen erklären läßt, die ebenso vortrefflich sind, wie die eines Aristoteles“. Der Hund sagt sich ganz genau: „Ich habe ringsum vorgedrungen, er ist nicht hinaus, folglich muß er drin stecken“. Der Abt hatte eine alte Hündin, die ihm nicht vom Bügel ging, es sei denn, daß sie den Hasen ermattet sah, dann aber überwand sie die Künste des Hasen alle. Der erbeutete Hase wird gestreift und warm den Hunden vorgeworfen, nur der Kopf wird für die jungen Hunde aufbewahrt.

Im Jahre 1682 erzählt uns Tänker in „Der Dianen hohe und niedere Jagdgeheimnisse“, daß die zum Einfangen der Sauen und Wölfe angelegten Gärten auch zum Fang der Hasen angewandt wurden. Und da er nun sieht, daß Hasen darin, und rüdet die Thüren zu, so hat er sich auch mit etlichen Knütteln versehen, denselben in Lauffen bei Mondschein toth zu werfen. Eine rohe Sitte! So wechselt der Begriff von „weidmännisch“ und „unweidmännisch“. Auch in sogenannten „Gorden“ wurde, wie Wendt berichtet, der Hase gefangen (a. a. O. II. 115.) es war dies eine aus Reisig geflochtene, schräg aufgestellte, beschwerte Fläche, welche bei der Auslösung niederschlug und den Hasen festklemmte.

Hohberg kennt zwei Arten der Hasenjagd: die Hekjagd und die Nehejagd. Bei der ersteren ritten die Jäger in einer Linie — geöffnet — über das Feld. Die Windhunde waren auf die Flügel und in der Mitte verteilt. Die Windhunde waren in „Haken“ eingeteilt; jede „Hak“ bestand aus zwei Hunden. Der Leitriemen war um den Leib des Jägers geschnallt, dann durch das Halsband des Hundes gezogen und endete in der Hand des Führers, dadurch war dieser imstande, die Hunde rasch zu lösen, indem er das festgehaltene Ende des Riemens losließ. Sah ein Jäger einen Hasen sitzen, so rief er — wohl damit der Hase, dem allerhand Schlaubeit zugetraut wurde, den Ruf nicht verstehe — dem Nachbar-Jäger das böhmische Wort „nenniho“ zu, was auf deutsch besagt: „er ist nicht da“, also das Gegenteil! Wenn der Hase hoch wurde, hehte der Jäger seine Hunde an und ein oder zwei Verittene nahmen die Verfolgung auf, bis Lampe zur Strede gebracht oder endgültig entkommen war.

Die zweite Jagdart mit Nehen, nennt Hohberg „ein lustig Weidwerk“. Der zu besagende Reviertheil wurde teils mit Nehen, teils mit Treibern umstellt, die möglichst dicht standen. Bei jedem Neh war ein Posten aufgestellt und mit einem handfesten Knüttel versehen. Auch die Treiberwehr war mit „Knütteln und Prügeln bewaffnet“ und rückte mit lautem Schreien vor. Vor der Treiberwehr gingen die Jäger mit Braden, die die aufgeschöbten Hasen gegen die Nehe jagten, in denen sie totgeschlagen oder von den Hunden abgewürgt wurden.

Auch mit den Falken wurde der Hase „gebeizt“. Die Stöberhunde suchten das Feld nach Hasen ab, während der Jäger mit dem Beizvogel zu Pferde folgte. Am Riemen wurden einige Windhunde mitgeführt. Sobald der Hase aus dem Lager aufstand, wurden die Windhunde gelöst. Der Falke stieß auf den Hasen, bis es den Hunden gelang, den Hasen zu greifen. Colerus nennt diese Jagdart ein „sehr lustig Weidwerk, wer recht damit kann umgehen“.

Die „Jagd-Ordnungen“ des 18. Jahrhunderts brachten dem Hasen eine kleine Ruhepause. So bestimmte die Rheingauer Forstordnung von 1737, daß er mit der Jagd in der Zeit vom 16. März bis 24. August zu verschonen sei. In der kaiserlichen Hek- und Baljordnung vom 18. März 1675 heißt es: „Sind die Heken mit Chiens courants, weil hierdurch sowohl der lieben Getreidern als auch den Weingärten großer Schaden zugefügt wird, gänzlich aufgehoben“.

Die Hasenjagd und das Hegen wird „verwilliget von der Zeit an, wenn der Hase aus dem Feld kommt“, bis zu Ende des Aprils, d. h. in dieser Zeit gab es für den Heger keine Grenzen, nur das „kaiserliche Gejaid“ mußte unberührt bleiben; der Heger konnte aber das ganze Jahr hindurch auf seinem eigenen Grunde hegen, d. h. auf den Feldern seiner Bauern mit Diskretion, daß den Feldfrüchten kein Schaden zugefügt werde.

Im Jahre 1719 erschien in Leipzig H. F. von Flemings bekanntes Buch „Der vollkommene teutsche Jäger“. Er empfiehlt, den Hasen mit Nehen zu umstellen, um ihn in die Maschen zu jagen, er gibt aber selbst zu, daß sie mit der Nehejagd gar „zu sehr vertilget würden“ und riet das „Klopff-Jagen“ an. Auch H. W. Döbel „Jäger-Praktika“ (Leipzig 1746) nennt unsere uralte Treibjagd „Klopff-Jagen“; die Erlegung erfolgte, wie noch heute, mit dem Schrottschuß. Daneben wurden immer noch Hasen mit den Windhunden geheht, mit dem Habicht gebeizt, oder in Gruben und Schlingen gefangen. Fleming ist allerdings der Meinung, daß die letztgenannten Erlegungsarten schimpflich seien.

Die Hekjagd ward noch in der früher geschilderten Art betrieben. Döbel rät, am Morgen vor der Hekjagd die Hölzer an der Feldseite zu versappen, damit die Hasen auf den Feldern bleiben. Der Hase läuft in der Angst gern bergauf und weil die Berge meist bewaldet waren, entkam er dort den Hunden oft; manche Jäger hielten daher oben auf dem Berge eine Koppel Hunde bereit, um sie den Hasen entgegen zu hehen. Fleming nennt dieses Verfahren „nicht gar so redlich gefochten“. — Döbel gibt auch Ratschläge zum Fang des lebenden Hasen, der mit Fallnehen auf Stellwegen (Schneisen) gefangen werden soll; ein anderes Verfahren war das „Hasenlauschen“; die Hasen wurden durch Läuten mit kleinen Schellen in die Nehe gejagt, das tollte ist aber, daß Döbel empfiehlt, Hasen aufs Reizen zu schießen, und zwar soll der Kramler durch Angstgeschrei der Hasen, die Mutter-Hasin durch das Klagegeschrei des Junghasen angelockt werden. Döbel ist ein Verehrer der Fangjagd. In seiner „Jäger-Praktika“ sagt er: „Seitdem das Pulver und Blei und das Lauffen und Flugschießen aufgetommen, so äkzimiert mancher das Fangen nicht, und spricht wohl, ich habe mehr Pläster, wenn ich was schieße, als wenn ich es in den Fängen tot finde“.

Inzwischen hatte das Perkussionsgewehr die Radschloß-Flinte verdrängt; erst im Jahre 1820 wurde das Zündhütchen erfunden. Die Zündung wurde dadurch unabhängiger von Schnee und Regen, auch das „Blitzen“ auf der Planne hatte aufgehört. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam das Hinterladegewehr des Franzosen Lesaugeois in Aufnahme, eine Erfindung, die schon 1835 gemacht wurde, aber lange sich nicht durchsetzen konnte. — Die Veränderungen in der Waffen-Technik hatte auch Veränderungen in der Ausübung der Jagd zur Folge. Die „Hasentreibjagden“ fanden in dem gleichen Maße weitere Verbreitung, als die Jagdweisen handlicher und leichter wurden. G. L. Hartig (Lehrbuch für Jäger, Stuttgart 1832) empfiehlt bei der „Hasentreibjagd“ für hohe Herren Blendungen, d. h. Brellnehe, weil sie früher im eingestellten Jagen üblich waren. Diese Nehe will er nicht nur beim Wald- sondern auch beim Felddreiben behalten; er rühmt, „daß in den württembergischen

„Reibgehegen“ nicht selten Treibjagden gemacht worden seien, wobei in wenigen Stunden einige tausend Hasen geschossen wurden“.

Heute ist die „Treibjagd“ die Hauptart der Jagdausübung auf Hasen. Die Suche auf Hasen gilt in weiten Kreisen als unweidmännisch; erfahrungsgemäß werden dabei weit mehr Häsinnen als Hasen geschossen; sie ist also vom hegerischen Standpunkt aus nicht ratsam. Auch der „Anstand auf Hasen“ wird nur noch selten ausgeübt, er ist die Domäne der angehenden Jünger Sanct Huberti. — Bei allem Weidwerk, auch bei der Jagd auf den viel verfolgten Lampe, wollen wir den alten Spruch beherzigen:

„Das Herz, das nicht mit Tieren hat Erbarmen,
Das wird auch nicht für Menschenleid erwarmen“.

Weidmannsheil!

Dr. Ludwig Roth.

Der erste Versuch.

Von Jöran Forsslund.

Es war im Spätsommer. Der Duft des Klee stand wie eine dicke Mauer um die Felder — das eigenartige Parfüm der Schollenansässigen, herb, stolz und humusgemischt, aber dennoch nicht ohne Feinheit.

Der alte Hof lag im Abendsschlummer da. Die Erntemaschine hatte mit ihrem Geratter für den Tag aufgehört, die Sensen hingen an den Riegeln, und im Grase auf dem umbauten Hof lagen die Knechte und die Jüngens und guckten zum Himmel auf, folgten mit den Blicken dem Fluge der Schwalben und bewunderten — ohne Worte — ihre Bewegungen. Dort flog eine auf das Nest unter dem Scheunendach zu, dort warf sich eine in die Luft hinaus, dort oben segelte eine, — ihre Flügel bewegten sich vielleicht einmal in der Minute. Und —

„Guckt mal! Guckt man den an!“

Die Knechte lachten. Ein kleiner Daunenball arbeitete sich energisch durch die Luft heran. Er machte ängstliche, kleine Bewegungen mit den Flügeln, flatterte, schwankte hin und her und betrug sich in einer für eine Schwalbe in jeder Hinsicht unpassenden Art. Dicht dahinter kam die Schwalbenmama selber und überwachte genau die Bewegungen des Anfängers.

Gerade, als der Daunenball an den Menschen vorbeischwebte, lachten sie auf; er hätte beinahe die Balance verloren, wippte nach der einen Seite, kam aber wieder ins Gleichgewicht — flog gerade auf das Nest zu, glaubte er, aber in Wirklichkeit landete er auf einem Dachziegel. Wieder lachten die Menschen.

Glücklich im Nest angelangt, dachte das Schwalbenjunge mit Harm an seinen schimpflichen Flug. Es sah die Schwalbenmama auf leichten, vom Winde getragenen Flügeln dahinschweben und schämte sich seiner eigenen Ungeschicklichkeit. Es war auch zu schlimm, derartig ausgelacht zu werden, — es war dem Weinen nahe. Warum konnte man nicht wie die anderen da oben schön und schnell dahinschießen? Es war ein so beengendes Gefühl, vorwärts flattern zu müssen. Und doch stand ihm der ganze Himmel offen, der Wind und die Luft luden es ein.

Lange dauerte es nicht, bis der kleine Daunenball wie die anderen schwebte. Aber dann wurde es Herbst, das Laub fing an zu fallen. Da ging es fort, — weit, weit —

Wieder war es Spätsommer. Eine junge Schwalbenmutter saß neben ihrem Nest und blickte stolz auf ein paar kleine, daunige Bälle, die darin zusammengetrocknet lagen. Es waren die ihren, die Früchte der ersten, teuren Liebe eines ganzen Sommers.

Plötzlich kriecht eines aus dem Nest, setzt sich auf den Rand und — hopft gerade in die Luft hinaus.

Die Schwalbenmutter zuckt zusammen. So ein Junges! Wie es flattert! Die Flügel schlagen in einem fort, rauf und runter. Schnell geht es nicht. Wie es wankte. Sie stürzt sich hinaus und dem Jungen nach. Sie fühlt, wie ihr die Luft unter den Flügeln hinweggleitet.

Wie püfzig er ausah, der Daunenball, als er sich vorwärts arbeitete. — Es gluckte laut in ihr. So etwas hatte sie ihr ganzes Leben nicht gesehen!

Dann hörte sie, wie da unten gelacht wurde. Sie sah hinab und entdeckte ein paar Menschen, die dem Jungen mit den Blicken folgten. Da gab es ihr einen Stich in die Brust.

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

Sterbende Worte.

Von Max Grube-Meinigen.

Die Sprache ist ein lebendiges Wesen und ändert sich beständig. Vor allem strebt sie nach Kürze, die stummen „e“ in den Endungen der Haupt- und Zeitworte sind aus der Umgangssprache fast ganz verschwunden. Wir gehen kaum mehr, wir gehn — nicht mehr dem Lichte, sondern dem Licht entgegen. Nur dem Schriftsteller, der auf rhythmischen Wohlklang Gewicht legt, tut dieses stumme „e“ noch gute Dienste.

Aber nicht nur die Formen der Worte verändern sich, oft auch ihre Bedeutung.

Der Schelm und der Schall waren einst gar able Gefellen. Man denke nur an Luthers Schallknecht. Jetzt sind sie heitere Gesellschafter geworden. Die Hausangestellte würde wahrscheinlich sofort kündigen, wenn man sie eine Magd nennen wollte — ob es auf dem Lande noch Ruhmägde gibt und nicht vielmehr Ruhangestellte, weiß ich nicht —, und doch war Magd vor Zeiten etwas Hohes: Maria, reine Magd!

Frauenzimmer wurden die adeligen Damen der Burg genannt, nach ihrem Aufenthaltsorte. Heute ist's ein Schimpfwort wie Dirne und Bube, die nur mundartlich ihre liebenswürdige Bedeutung behalten haben.

Der liebe Gott wird immer noch Herr genannt, obwohl ihn viele nicht mehr als Herrscher anerkennen wollen. Herr dankt sich jetzt jedermann.

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren, aber die Tatsache ist ja bekannt genug.

Seltener denkt man daran, daß manche Worte ganz aus unserem Sprachschatz zu verschwinden drohen. Ich meine nicht veraltete Wortformen. Was es heißen soll: Der Farr lößt wider den Stachel, wissen wohl nur die Religionslehrer und einige Leute, die noch in der Bibel lesen. Der Leu und der Nar kommen nur noch in Gedichten und im Kreuzworträtsel vor. Kein Mensch tritt im Zoo vor den Leuzwinger.

Aber kann sich jemand entsinnen, z. B. das Wörtlein — auch eine veraltete Form — bieder oft in den Mund genommen zu haben? Dann höchstens mit lesem Spott. Recht wackre (früher wadere) Leute, die jedoch auf besondere Bildung, auf höhere Geistesgaben keinen Anspruch erheben dürfen. Einst war der Biedermann der höchste Ehrentitel, den man einem Bürger beilegen konnte.

Tugendfam sagt man nicht mehr, dafür tugendhaft. Wollte aber jemand eine Dame seiner Bekanntschaft ein edles, tugendhaftes Weib nennen, so würde er ausgelacht werden. Wir reden von Tugenden, womit schätzenswerte Eigenschaften gemeint sind; Tugend als Inbegriff der Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Menschenliebe, nach der zu ringen dem 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts als höchste Aufgabe erschien — in diesem Sinne wird das Wort wohl kaum noch gebraucht. Der Tugendbund, der kurz vor den Freiheitskriegen gegründet wurde — als Schüler durften wir diese Benennung nicht gebrauchen, wir mußten Befreiungskriege sagen —, würde heute nicht mehr verächtlich und verfolgt werden, sondern an der Lächerlichkeit seines Namens zugrunde gehen. Ob die Mehrzahl der Menschen in jenen Tagen besser gewesen ist als in unseren? Eine wohl aufzuwerfende Frage, aber die Tugend war doch wenigstens das allgemein anerkannte Ideal.

Das „Ideal“ gerät auch allmählich in eine ziemlich verborgene Ecke unserer Umgangssprache. Als Beiwort wird es noch häufig angewandt, wobei es nur gleichbedeutend mit „musterhaft“ ist: ein „idealer“ Gatte. Man hört wohl auch die „ideale“ Küche eines Restaurants rühmen oder eine „ideale“ Stiehbahn.

Wie wir in der Schule gelernt haben, soll das Wahre, Gute, Schöne unser Ideal sein.

„Werft die Angst des Irdischen von euch,
Flüchtet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!“

So singt Schiller und meint damit das Sonnenreich der Schönheit. Aber er ist nicht mehr sehr modern.

„Und was ist — ein Idealf?“

„Er ist Idealf, das heißt:

Ein Mann voll Edelsinn und Geist!

So hieß es früher, aber jetzt

Wird so ein Mensch nicht sehr geschätzt.

Den Meisten gilt er als ein Träumer,

Zeit und Gelegenheitsversäumer,

Der zu nichts nütze in der Welt ist

Und überhaupt nicht weiß, was Geld ist!“ —

Wenn die Sprache wirklich der Ausdruck der Volksseele ist, so gibt Obiges vielleicht allherhand zu denken.